

Verantwortung : Kurzgeschichte

Autor(en): **Stebler, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **29 (1958)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und viele andere Landschaften berühren sie, schlagen sich mit unzähligen Tagesproblemen herum und geniessen zwischendurch auch wieder das Glück köstlicher Meerererlebnisse. Die Autorin ist eine Lebenskünstlerin, die sich in allen Situationen zurechtfindet. Sie hat eine gute Dosis Humor und erfüllt damit auch

ihren originellen Reisebericht. Sehr eingehend klärt sie uns über ihre Pläne und die Vorbereitungen ihrer Meerfahrt auf, ihre Einfälle überkugeln sich fast — und wir schliessen uns belustigt ihren Fahrten an und lernen auf diese Weise auf höchst unschulmeisterliche Art ein Stück von der Welt kennen. Sa.

Verantwortung

Kurzgeschichte von Jakob Stebler

In Hinterbergwil war der Weibel gestorben. Der Weibel von Hinterbergwil ist Ortspolizist, Schulhausabwart, Steuereinzüger, Ausläufer, Gemeindefaktotum, ganz einfach Mädchen für alles, hat eine verantwortungsvolle Stellung inne und bezieht einen kleinen Lohn.

Auf Rosen gebettet ist hier ohnehin kein Gemeindeangestellter, auch der Lehrer Zurecht nicht, der sich von einem dummen Zufall nach Hinterbergwil verschlagen liess und hier nun festsitzt, bis ihm ein freundlicherer Zufall den Weg zu dankbareren Gestaden öffnet. Mittlerweile amtet er als Erzieher, Gemeindegemeinderat und anderes mehr, und spielt sonntags die Orgel im benachbarten Kirchdorf; auch er also: Mädchen für alles.

In diesem Abseitsnestchen leben heute noch patriarchalische Gebräuche weiter. Man steht den Erlungenschaften der Neuzeit misstrauisch oder ablehnend gegenüber. Sie sind ja schön und recht, aber... vor hundert Jahren kam man ohne Telefon und Postcheckkonto aus, und es ging ganz gut so. Man überstürzt auch heute nichts. Und was man so zahlt, zahlt man bar. Es ist vielleicht ein bisschen umständlich, aber man hat das Geld in Händen. Bei einem Postcheckkonto sieht man immer nur grüne und weisse Zettel, und ausserdem kostet es Gebühren. Hat die Gemeinde grössere Geldbestände auf Lager, zahlt sie diese nicht etwa bei der Poststelle ein, sondern sie schickt den Weibel damit auf die Kantonalbankfiliale im zwei Stunden entfernten Städtchen; das gehörte von jeher zu seinen Obliegenheiten; er bringt die Quittung zurück, und so wickelt sich alles zur besten Zufriedenheit der Patriarchen ab.

Der Lehrer Zurecht, dessen Horizont über den Kirchturmschatten hinausreicht, hatte zwar den ganzen schwerfälligen Betrieb etwas zeitgemässer gestalten wollen, war aber bei seinen vier Gemeinderatskollegen auf Ablehnung gestossen. Wie gesagt, vor hundert Jahren war es auch so gegangen, und es bestand durchaus kein Grund, etwas zu ändern. Trotz der Zwängerei des Lehrers und möglicherweise gerade deshalb.

Nun war also der unentbehrliche Weibel gestorben, und die Gemeinde suchte einen Nachfolger. In die engere Wahl kam ein einziger, der Lengacher Toni, weil er das beste Leumundszeugnis aufwies. Er hatte keinen Mord auf dem Gewissen, galt als einigermaßen vermöglich und war kein Kommunist; das genügt zu einem guten Leumundszeugnis. Einzig der Schullehrer war gegen den Bewerber eingenommen, weil er ihm irgendwie missfiel, ohne dass er genau hätte sagen können, worin. Aber es gibt nun einfach Ge-

sichter, die einem unsympathisch sind, und der Lehrer fühlte sich zu Recht oder zu Unrecht vom Lengacher Toni abgestossen.

*

Im Sitzungszimmer des Schulhauses findet eine moralische Vernichtungsaktion statt. Der nun zwanzigjährige Leuenberger Franz hat vor Jahren eine oder mehrere Jugendeseleien begangen, ist damals in eine Zwangserziehungsanstalt eingeliefert worden und kam heute als Entlassener zurück. Der Gemeinderat hat zu beschliessen, was mit dem missratenen Kerl nun weiter geschehen soll. Er nimmt sich also den Delinquenten vor. Grundton: Du bist eine Schande für die Gemeinde. Dementsprechend fallen die Verdammungsurteile. Die Gemeinderäte verwandeln sich in Gewitterwolken.

Dem Sünder werden noch einmal seine sämtlichen Vergehen vorgeworfen. Es fallen endlose Anklagen und bittere, böse Worte. Die ganze moralische Entrüstung eines ehrbaren Dörfchens tobt sich auf dem Rücken des Gestrandeten aus, die Selbstgerechtigkeit der Gemeindeväter wirft hohe Wellen und bespeit den Jungen, der da eben seine Strafe abgesessen hat und mit guten Vorsätzen sich den Weg für eine bessere Zukunft ertasten will. Der Junge sitzt da, verbissen, trotzig und ganz auf Widerstand eingestellt, der hochmoralischen zahlenmässigen Uebermacht gegenüber, und wenn er den Gemeinderat umbringen dürfte, würde er es ohne übertriebene Gewissensbisse tun.

Der Gemeindepräsident sagt ihm alle Gottserdenschande, und die andern stimmen mit ein. Bloss der Lehrer schweigt angewidert. Und als er aufgefordert wird, seine Meinung zu sagen, verlangt er, mit dem Jungen allein sprechen zu können.

So sitzen sie einander gegenüber. Der Lehrer fühlt, dass dem Leuenberger in dieser Stunde ein Panzer über die Seele gewachsen ist und dass alle Moral und alle Gutbürgerlichkeit abprallen an den Wunden dieses jungen Menschen, die sich noch nicht geschlossen haben und in denen nun von neuem herumgewühlt worden ist. Er lässt ihn vorerst sich ausschweigen, eine geraume Weile. Dann bietet er ihm eine Zigarette an. Und überlegt. «Hätten Sie Lust, Gemeindegewibel zu werden?»

Der Junge starrt ihn ernst an, als wäre ihm eine Handvoll Unmöglichkeiten ins Gesicht geworfen worden. Dann würgt er hervor: «Warum machen Sie sich lustig über mich? Warum sagen Sie mir nicht du wie die andern?» — Qual und Not brechen aus ihm hervor. Und er lehnt das Angebot glattweg ab.

Aber der Lehrer ist darauf gefasst und hat gute Worte für den Verzweifelnden. Je länger er spricht, desto mehr spürt der andere, dass hier eine Mauer durchbrochen ward, dass ihm Verständnis entgegenströmt,

dass die Gerechtigkeit sich nicht auf hohen Zinnen verschanzt, sondern unüberheblich Hände bietet und Hände sucht. Und der Junge fühlt, dass der Lehrer kein Vorurteil hat wie die andern, sondern bemüht ist, Brücken zu schlagen, die aufwärts führen.

Da heult er plötzlich los, urmächtig, hemmungslos. Es sind die entspannenden, erlösenden Tränen, die das Eis brechen und wegschwemmen. Der Lehrer lässt ihm Zeit dazu, dann packt er ihn bei seinem Innersten. «Leuenberger», sagt er, «Sie brauchen Vertrauen, und ich schenke Ihnen mein Vertrauen. Es wird nicht leicht sein, Sie als Weibel unterzubringen. Immerhin, ich werde es versuchen. Wenn Sie es aber missbrauchen sollten, dann schaden Sie nicht bloss sich selber, dann machen Sie auch den einzigen Menschen unmöglich, der Ihnen gutgesinnt ist.»

Und der Junge verspricht in heissem Aufwallen der Dankbarkeit, keine Dummheiten mehr zu machen.

*

Der Kampf im Gemeinderat ist hart. Unsinn, sagen alle andern, einen derart Fehlgeschlagenen gleich noch zum Weibel zu machen. Er würde den ersten besten Augenblick benützen, sich mit klingendem Gemeindegut aus dem Staub zu machen. Tausendfach sind die Bedenken.

Aber der Lehrer stützt sich auf Ueberlegungen, die neu sind im Gemeinderat. «Der Junge verzweifelt an sich selbst. Wir müssen ihm die Selbstachtung wieder geben, ihm eine Aufgabe stellen, ihm eine Verantwortung übertragen, an der er sich bewähren kann. Wir müssen ihm ganz einfach unser Vertrauen schenken, dann haben wir sein Vertrauen, und er wird uns entgegenkommen mit all dem, was er zu bieten hat: dem Beweis, dass er ein anständiger Mensch geworden ist.»

Sie zweifeln hin und her und halten den Lehrer für verrückt. Da er aber nicht nachgibt und um ihn samt seinen menschlichen Gründen loszuwerden, beschliessen sie, den Leuenberger auf die Probe zu stellen. Gestern sind zehntausend Franken eingegangen

für Holz aus dem Gemeindewald; die müsste normalerweise der Weibel auf die Bank tragen. Also Sache seines mutmasslichen Nachfolgers.

Aber Vorsicht ist geboten. Keiner traut dem aus der Zwangserziehungsanstalt Entlassenen. Nach langem Sträuben und weil er sonst nicht durchdringt, willigt der Lehrer in einen demütigenden Kuhhandel ein: gut, der Leuenberger soll das Geld zur Bank tragen, aber nur das vermeintliche Geld; die guten Banknoten gibt man dem Lengacher mit, der Leuenberger aber kriegt einen mit Zeitungspapier gefüllten versiegelten Umschlag. Man wird ja ohnehin weder den Jungen noch das Zeitungspapier wieder sehen.

*

Der Lengacher ist seit acht Uhr morgens mit seinem versiegelten Umschlag unterwegs, eine Stunde später folgt ihm der «Zuchthäusler» mit einem ähnlichen Umschlag, von dem er annehmen muss, er enthalte Geld.

Um Mittag ist der Lengacher noch nicht zurück. Um drei Uhr wird der Gemeindepräsident unruhig; er telefoniert an die Bank, ob der Lengacher noch nicht erschienen sei. Nein, sagt man ihm, aber man hätte ihn um zehn Uhr auf dem Marktplatz gesehen, wie er in ein Mietauto eingestiegen sei.

Grossalarm in Hinterbergwil. In höchster Aufregung wird der Gemeinderat zusammengetrommelt. Alle sind da, nur der Lehrer Zurecht fehlt. Sie wissen nun Bescheid. Sie raufen sich die Haare, sie ohrfeigen sich selbst, sie ... da tritt der Lehrer ein: «Der Leuenberger ist zurück; er hat seinen Umschlag abgegeben.» — Verweifeltes Hohngelächter. Im Umschlag befand sich Zeitungspapier, und das Geld ist weg.

Da legt der Lehrer die Quittung der Bank auf den Tisch. Allgemeine Verständnislosigkeit, aber auch allgemeines Aufatmen. Und der Lehrer sagt ganz schlicht: «Ich habe dem Jungen das Vertrauen entgegengebracht, das ihr ihm entzoget, ihr Dickschädel. Ich fand die Unterschiebung gemein. Und deshalb habe ich auf eigene Verantwortung die beiden Umschläge verwechselt.» sfd.

Brief aus der Zelle

Du hast geschrieben! Liebster, wenn Du wüsstest, wie sehr Deine wenigen Worte auf mich gewirkt haben! Schon allein die Tatsache, einen Brief zu bekommen, war für mich ein Ereignis. Ich bekam Herzklopfen, als beim Postverteilen mein Name fiel. Der Brief war offen. Da ich ihn während der Arbeit erhielt, musste ich zuwarten, bis es Abend war. Verstohlen streichelte ich das Couvert. Deine so wohlbekanntete Schrift war wie ein Gruss. Aber neben der Freude, ein Zeichen von Dir erhalten zu haben, hatte ich Angst. Was würdest Du mir schreiben? Ein liebes Wort oder Vorwürfe? Vielleicht ärgerten Dich meine endlosen Briefe, und Du wolltest keine mehr bekommen. Ich wünschte, sie nie geschrieben zu haben. Aber es konnte ja sein, dass sie nie abgeschickt worden waren. Ich habe nie den Mut gehabt, die Aufseherin zu fragen. Den Herrn Di-

rektor sah ich einmal, als er den Nähsaal inspizierte, aber er sprach nicht einzeln mit den Gefangenen.

Ja, und dann sass ich endlich in der Zelle und getraute mich nicht, den Brief aus dem Umschlag zu nehmen. Als ich es endlich tat, verschlangen meine Augen die ersten Worte. Liebe Barbara! Du, ich danke Dir von Herzen dafür! Seit Wochen hat niemand mehr meinen Namen genannt. Du sagst «liebe Barbara», als wäre ich noch die Frau, die Du liebst. Daran ändert auch der eher knappe Ton Deines Briefes nichts. Ich verstehe schon, dass Du mich fühlen lassen musst, wie sehr ich Dir weh getan habe. Man kann das nicht oft genug betonen. Nicht wahr, Du denkst, ich müsse nun die Strafe erleben, um nachher wieder ein rechter Mensch sein können? Ja, so will ich es glauben und annehmen.